

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 35 (1959-1960)
Heft: 9

Artikel: Der Glanz unseres Ruhmes : zur Lage des freien Schriftstellers in der deutschen Schweiz
Autor: Guggenheim, Kurt
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1073395>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Glanz unseres Ruhmes

*Zur Lage des freien
Schriftstellers
in der deutschen
Schweiz*

von Kurt Guggenheim

Kurt Guggenheim, der bekannte und anerkannte Schriftsteller, wurde für sein dichterisches Werk und insbesondere für die Romanfolge «Alles in Allem» mit dem Literaturpreis der Stadt Zürich ausgezeichnet. Sein neuestes Buch «Sandkorn für Sandkorn» ist von der Literaturkritik begeistert aufgenommen worden. Er weiss, wovon er spricht.

Der schweizerische Schriftsteller wird in unserem Lande zwar nicht verachtet, aber er ist auch nicht besonders angesehen. Das hängt wohl in erster Linie mit der demokratischen Lebensweise zusammen, die das Auffällige verpönt und dem Personenkult abhold ist. Wenn ausländische Schriftsteller bei uns zu Gaste sind und Vorträge halten, wenn man die ausländischen Zeitungen und Zeitschriften liest, so fällt immer wieder auf, wie diese Persönlichkeiten von einer gewissen Aura umgeben sind, während der schweizerische Schriftsteller ein bescheidenes und nahezu einflußloses Dasein führt. Fast möchte man sagen, die schweizerische Literatur spielt sich unter dem Ausschluß der Öffentlichkeit ab.

Der Grund liegt darin, daß es bei uns in der alemannischen Schweiz kein literarisches Klima gibt. Besprechungen, Würdigungen und Kritiken von Werken einheimischer Schriftsteller

entfachen keine Diskussion, wecken keinerlei Leidenschaft, kaum vermögen sie den Absatz eines Werkes zu fördern. Auszeichnungen, Preise, Ehrungen haben praktisch keinen Einfluß auf den Buchhandel. Die Schicht der Bücherleser in der deutschen Schweiz ist sehr dünn. Ich kenne sehr viele Leute in gehobener sozialer Stellung, im Handel und in der Industrie – Techniker, Ingenieure, Juristen, Zahnärzte, Ärzte, Sekretäre – von denen ich mit der größten Bestimmtheit sagen kann, daß sie jahraus, jahrein kein Werk eines schweizerischen Schriftstellers, ja überhaupt kein belletristisches Werk lesen. Viele Schriftsteller, die an sogenannten Autorenabenden zu Vorlesungen aus eigenen Werken eingeladen wurden, konnten es erleben, daß sie von den Veranstaltern, von einem Vorstandsmitglied dieser Lesegesellschaft, das den Gast dem Publikum vorstellen soll, diskret beiseite genommen wurden. «Könnten Sie mir Angaben machen, was für Bücher Sie geschrieben haben. Ich muß gestehen, daß ich noch nichts von Ihnen gelesen habe.» Auch die Bauern lesen keine Bücher, die Frequenzziffern der Landbibliotheken geben darüber eindeutig Auskunft. Wer bei uns Bücher liest, das sind die Frauen aller Stände und die Arbeiterschaft.

Im Budget der meisten Familien unseres Landes nimmt das Buch einen verschwindend kleinen Platz ein. Die gute Wirtschaftslage hat den Zustand eher noch verschlimmert. Der sich hebende soziale Stand der Familie wird durch spektakulärere Erwerbungen gekenn-

zeichnet. Ich freue mich aufrichtig darüber, daß wenigstens unsere Schweizer Maler diese Hebung des Volkswohlstandes zu spüren bekommen.

Wer den schweizerischen Schriftsteller, wer die schweizerische Literatur der letzten fünfzig Jahre verstehen will, kann es nicht anders als im Hinblick auf die politische Entwicklung Deutschlands. Man kann, glaube ich, ohne Übertreibung sagen, daß die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg für die deutsche Schweiz den Höhepunkt der kulturellen Germanisierung darstellte. Die alemannische Schweiz war tatsächlich eine deutsche literarische Provinz. Der Berliner Korrespondent, der Berliner Theater-Berichterstatter spielte in unseren großen Zeitungen eine ebenso wichtige Rolle wie der deutsche Dozent an unseren Hochschulen, der deutsche Lehrer an unseren Mittelschulen. Der Buchhandel wurde von Deutschen betrieben, und er handelte vorweg mit deutschen Büchern. Die meisten schweizerischen Schriftsteller verlegten ihre Werke in deutschen Verlagen, und manche von ihnen zählten besonders das deutsche Publikum zu ihrer Leserschaft. Es braucht hier nur an die Namen von J. C. Heer und Ernst Zahn erinnert zu werden.

Der erste Riß in dieser anscheinend so soliden literarischen Gemeinschaft zeigte sich nach der berühmten Rede Spittelers im Jahre 1915, in der dieser schweizerische Dichter, dessen Leser vorzugsweise Deutsche waren, die Verletzung der Neutralität Belgiens durch das deutsche Heer und die deutsche Regierung brandmarkte. Man darf sagen, daß von diesem Augenblick an die schweizerische Literatur sich von der deutschen abzulösen begann. Zwar schien es nach der deutschen Revolution im Jahre 1918 als seien Schweizer und Deutsche einander nun näher gerückt; humanitäre und pazifistische Dichtungen wurden diesseits und jenseits der Grenze geschrieben und gelesen, aber seit dem Jahre 1933 ist das Tischtuch zerschnitten. Der schweizerische Schriftsteller konnte und wollte nicht unter der Zensur einer nationalsozialistischen Reichsschrifttumskammer seine Werke veröffentlichen. Wer also um diese Zeit herum bei uns etwas schrieb, der wußte zum vornehmerein, daß er sich mit seinem Werke nur noch an seine eigenen Landsleute wandte. Diese Gewohnheit haben die meisten schweizerischen Schriftsteller beibehalten, auch als alles vorüber war. Wären wir eine Nation mit einer eigenen Sprache, wie die Holländer,

die Dänen, die Norweger, so würde dieser Zustand gar nicht auffallen. Was es für manche so schwer zu verstehen macht, daß wir keine literarische Provinz Deutschlands mehr sind, ist der Umstand, daß wir dem deutschen Sprachraum angehören. So besteht natürlich für manche Autoren die Verlockung nach dem großen Absatzgebiet hinüber zu schielen, und zu versuchen, den Deutschen eine sogenannte Botschaft zu bringen. Man bezeichnet das in Deutschland gerne als eine Stimme aus der stillen Schweiz. Natürlich wäre es für den deutschschreibenden schweizerischen Schriftsteller und seinen Verleger willkommen, Bücher publizieren zu können, die im großen deutschen Absatzgebiet begehrt werden. Wenn ein solches Werk gelingt, so stellt es eine Ausnahme dar, und auch dann ist es fast Bedingung, daß es in einem deutschen Verlag erscheint. Die Regel aber ist nun schon längst, daß der deutsche Leser sich so wenig um unsere Angelegenheiten und Probleme kümmert wie wir uns um die seinen. Es sind zwei ganz verschiedene Welten. So war es schon nach 1918. Damals war nicht nur Elsaß-Lothringen wieder zu Frankreich zurückgekehrt, auch das Saarland und das Rheinland waren besetzt und abgespalten vom Reiche. Nach dem Zweiten Weltkrieg kam die große Spaltung zwischen West- und Ostdeutschland, und diese Situation des Gespaltenseins zeitigte wieder eine Literatur der Gespaltenen, womit denn bald nicht nur eine geographische, sondern eine ganz bestimmte psychische Situation gemeint war, die den Verlust der Identität zur Folge hat.

Wir in der Schweiz haben gerade diese Probleme nicht. Weder haben wir, was unser humanes, wirtschaftliches und politisches Dasein anbelangt, das Gefühl eines Provisoriums, noch zweifeln wir an unserer Identität. Wir betrachten hundert und mehr Jahre Frieden als einen unschätzbareren Reichtum, als ein Aktivum, um dessetwillen wir uns weder zu schämen, um dessetwillen wir uns nicht zu entschuldigen brauchen. Im Gegenteil sehen wir in diesem Zustand Grund zu einem gewissen Stolz, denn er ist ja nicht nur ein reiner Gnadenakt des Schicksals, wir haben nach bestem Wissen und nach besten Kräften, mit Leib und Seele alles getan, daß es dazu kam. Es bedeutet Arbeit, Wachsamkeit, gegenseitiges Verständnis, Toleranz, Bereitschaft, das Recht zu wahren und zu verteidigen, gewiß eine ganze Reihe achtens-

werter Eigenschaften. Wir geben uns Mühe es recht zu machen. Es geht bei uns tatsächlich darum, wie es uns vorgeworfen wird, zu bewahren, zu perfektionieren. Im Gegensatz zu anderen Ländern im deutschen Sprachraum sind wir der Auffassung, daß wir unsere Staatsform, die Art, unser Leben und unser Zusammenleben zu gestalten, gefunden haben, und daß wir deshalb keinen neuen Entwurf, keinen neuen Grundriß brauchen. Wir leben nicht im Zustande der Panik, wir wollen nicht gefährlich, nicht heroisch leben, wir wissen um alle unsere Unzulänglichkeiten, die Gefahren, die uns umgeben, unsere Fehler, sicher besser als alle, die uns kritisieren. «Was finden Sie eigentlich an den Schweizern so besonderes?» fragte mich ein früherer Dozent an einer unserer Universitäten, von polnischer Herkunft, aber seit über zwanzig Jahren eingebürgert. Ich war völlig ratlos dieser Frage gegenüber. Später allerdings begriff ich, daß dieser Mann zu jenen Mitbürgern gehört, die ihre Zugehörigkeit zur Schweiz nur als ein Provisorium betrachten, und bereit sind, es gegen eine andere bessere Zugehörigkeit auszutauschen. Sie glauben sich berechtigt, wählen zu dürfen. Und sie wählen. Sie nehmen ihre schweizerische Staatsbürgerschaft nicht hin als ein Schicksal, dem man verbunden ist auf Gedeih und Verderb.

Daß wir an ideellen Gütern so unendlich viel besitzen, das einer Utopie sehr wohl anstehen würde: die Freiheit und Unabhängigkeit des Landes, die Freiheit, die Achtung, die Gewährleistung der Persönlichkeit jedes Einzelnen, die Gewährleistung der persönlichen Lebenssphäre, der persönlichen Würde, den persönlichen Besitz, die Glaubens- und Gewissensfreiheit – es kommt einem beinahe absurd vor, dies alles aufzuzählen. Aber muß man wohl nicht, wenn verkündet wird «wir scheiterten am Leid des modernen Menschen, das in der totalen Sinn- und Bedeutungslosigkeit des Einzelnen besteht.»

So ist der freie Schweizer Schriftsteller, der statt *gegen* jemanden zu schreiben, *für* jemanden schreibt, nämlich für seine Landsleute, gerade von vielen dieser Landsleute oft Vorwürfen ausgesetzt. Ich habe es mit eigenen Ohren gehört, wie der Auslandredaktor einer der größten schweizerischen bürgerlichen Zeitungen verkündete, wir lebten in einem zerfallenen Hause, voller Risse. Die heutige schweizerische Literatur sei nicht mehr aktuell. Sie hinke auch im Stil hinten nach.

Die schweizerischen Schriftsteller sollten sich Gert Gaiser, Anouilh, Dieter Schnurre zum Vorbild nehmen. Das Ende des bürgerlichen Zeitalters zu verkünden, und damit die Verdammung vieler schweizerischer Schriftsteller, das gehört oft zum Ritual von allerlei Anlässen und Versammlungen.

Manche dieser Rudenzen im schweizerischen Tellenspiel betrachten ihre Heimat nur als eine Provinz, in der es sich bequem leben läßt, und die schweizerischen Schriftsteller nur noch als Lokalschriftsteller. Im letzteren haben sie recht, nämlich wenn man den Leserkreis betrachtet, die imaginären Leser, an die wir uns wenden: unsere Landsleute, die Mit-eidgenossen. Es mag uns ein bißchen trösten, daß viele epischen Werke, die später in die Weltliteratur eingegangen sind, posthum allerdings, auch von Lokalschriftstellern verfaßt wurden und Lokalgeschichten waren, wie etwa jene von Balzac, Dickens, Manzoni, Lagerlöf, Tolstoi und viele andere, die auch keinen anderen Ehrgeiz hatten, als für ihre Landsleute zu schreiben. Weltliteratur, das ist Familienklatsch, Dorftratsch.

Alle diese geschilderten, auf idealer, geistiger Ebene sich abspielenden Vorgänge um den freien schweizerischen Schriftsteller haben für ihn einen sehr realen materiellen Hintergrund, sehr reale materielle Folgen. Es steht zwar in keiner Literaturgeschichte, aber in Gesprächen werden sie immer wieder erwähnt, jene schweizerischen Schriftsteller nämlich, die aus dem Ertrag ihrer Werke ihren Lebensunterhalt bestreiten konnten oder können: Ernst Zahn, J. C. Heer, John Knittel, in unserer Zeit Curt Goetz, Max Frisch, Friedrich Dürrenmatt. Das Bemerkenswerte an diesen Feststellungen ist, daß man dieses «aus der Arbeit leben können» bei den freien Schriftstellern als eine Ausnahme betrachtet. Kein Mensch würde es natürlich der Erwähnung wert finden, daß der Metzgermeister U. aus dem Ertrag seines Geschäftes seinen Lebensunterhalt und jenen seiner Familie bestreiten kann.

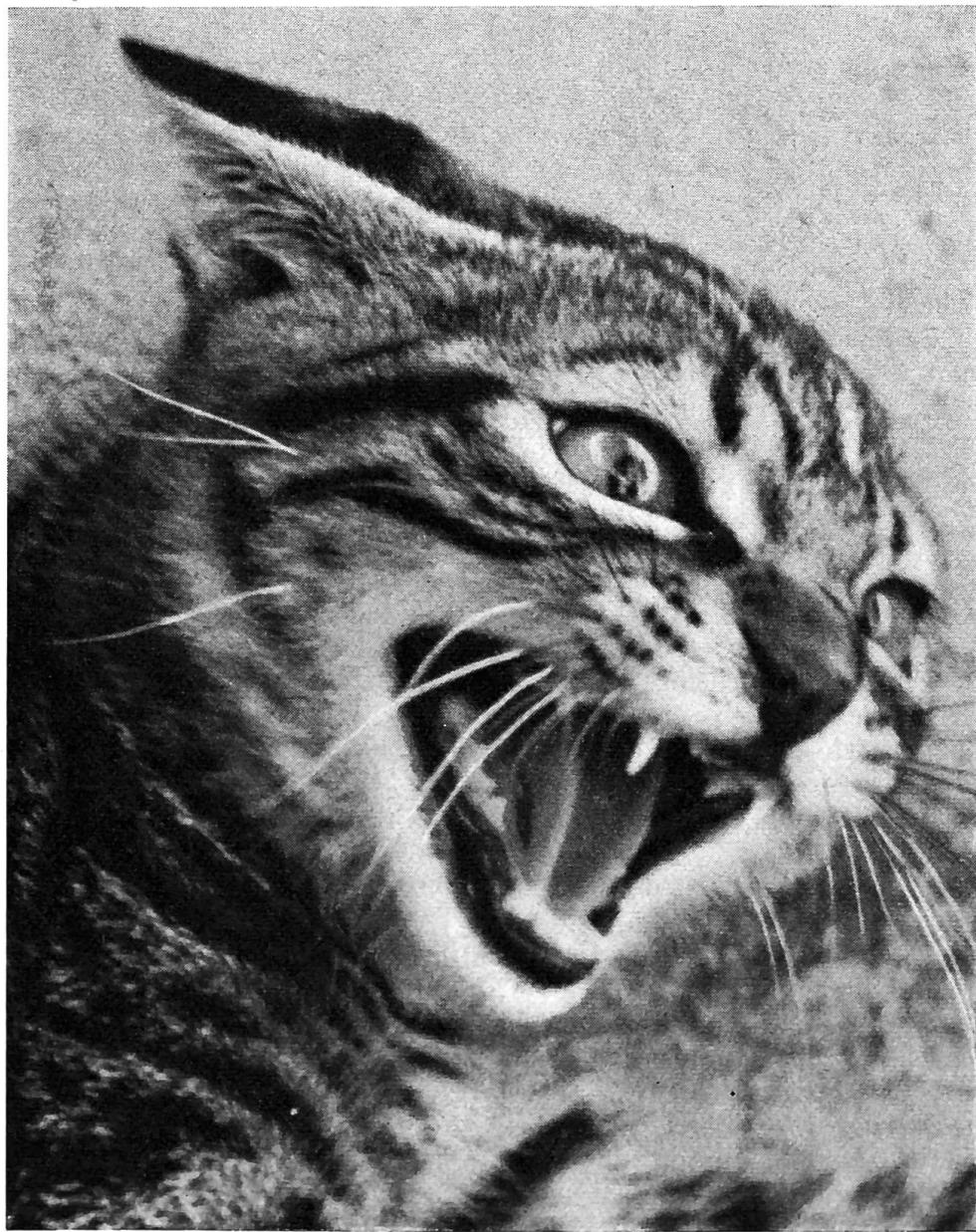
Nach dem Mitgliederverzeichnis des schweizerischen Schriftstellervereins zählt die alemannische Schweiz etwa 300 Schriftsteller. So genannte *freie* Schriftsteller – Romanciers, Lyriker, Dramatiker –, das heißt solche, die die Schriftstellerei im Hauptberuf ausüben, zählt man etwa drei Dutzend. Alle anderen üben die Schriftstellerei im Nebenberuf aus, das heißt sie haben einen anderen Beruf, eine

Anstellung, die ihnen den Lebensunterhalt gewährleistet.

Von den drei Dutzend lebenden Dichtern ist es von den oben erwähnten Ausnahmen abgesehen, die Regel, daß sie ihren Lebensunterhalt *nicht* aus dem Ertrag ihrer gedruckten

Werke bestreiten können. Das ist nüchterne Arithmetik. Der schweizerische Schriftsteller, der sein Werk bei einem schweizerischen Verleger herausgibt, kann eigentlich nur mit dem schweizerischen Leser rechnen. Der schweizerische Autor ist also auf die deutschschwei-

Das Raubtier



Henry Dellenbach

Der Büsikopf auf der Foto ist grösser als in Wirklichkeit. Wer würde einem lieblichen Kätzchen, das so wohlig schnurrt, ansehen, dass es so viel Urwald in den Augen hat?

zerische Bevölkerung angewiesen, etwa drei Millionen Menschen, Säuglinge und Greise inbegriffen. Das entspricht erfahrungsgemäß im günstigen Falle etwa 2000 bis 3000 verkauften Büchern. Angenommen der Autor verdiene am Exemplar etwa Fr. 1.20 (zehn Prozent vom Preis des verkauften Exemplars), so kommt er in dem der Publikation folgenden Jahr auf ein Honorar von 3000 bis 4000 Franken. Dies ist ein günstiger Fall, der dem freien Schriftsteller knapp erlaubt etwa die Hälfte seines jährlichen Lebensunterhaltes zu bestreiten. Die andere Hälfte muß er sich mit nebenberuflichen Arbeiten verdienen. Bei dieser Sachlage jedoch ist das Wichtigste noch gar nicht erwähnt: nämlich, daß der Schriftsteller in der Zeit während der er an seinem Werke arbeitet, praktisch ohne Einkommen ist. Er muß also seine Mittel so einteilen, daß er und seine Familie etwa sechs Monate leben können, ohne daß verdientes Geld hereinkommt. Er muß also sechs Monate von seinen Ersparnissen leben, was sehr oft heißt, er muß in dieser Zeit seine Ersparnisse aufbrauchen. Und dabei ist es natürlich noch nicht einmal gewiß, ob das Werk überhaupt in dieser Zeit beendet wird, und wenn ja, ob sich der Verleger entschließen kann, es zu publizieren.

Man muß sich nach allen diesen Darlegungen wirklich nicht wundern, wenn der freie schweizerische Schriftsteller in seinem Vaterlande nicht besonders angesehen ist. Es widerstrebt vielen unserer Mitbürger eine Tätigkeit, die ihren Mann nicht ernährt. Sie hat für sie etwas Absurdes an sich, etwas Widersinniges. Man kann einen Mann, der solches tut, im Grunde einfach nicht begreifen. Nur große materielle Erfolge würden ihn, den Schriftsteller, in ihren Augen rechtfertigen.

Der Schriftsteller der gegenwärtigen Generation, die um die dreißiger Jahre herum anfingen mit ihren Werken an die Öffentlichkeit zu treten, wenden sich sozusagen ausschließlich an die schweizerische Leserschaft. Sie stellen in ihren Werken das schweizerische Leben, den schweizerischen Menschen dar, die schweizerischen Probleme. Sie und ihre Verleger wissen, daß sie nur ausnahmsweise auf ein anderes Publikum zählen können, als das schweizerische. Sie wissen, daß sie es mit ihrer Arbeit niemals zum Wohlstand bringen werden, sie wissen, daß kein Ruhm, keine Ehre ihnen winkt. Sie und ihre Angehörigen wissen, daß sie, wenn sie tot sein werden, ihrer Witwe und

den Kindern wenig oder gar nichts hinterlassen. Aber ein Leben lang, mit Fleiß, mit Ausdauer, mit Besessenheit schreiben sie ihre Werke, und die Zeit, um diese Werke schreiben zu können, erwerben, erkaufen, erschufuften sie sich mit kleiner anonymer, schlecht bezahlter Nebenarbeit. Ist es da verwunderlich, daß ein schweizerischer Betrachter, dessen ökonomisches Leben sich auf Vernunft, Voraussicht und Sicherheit gründet, nur mit Kopfschütteln diesem Treiben zusehen kann? Er versteht ein solches Leben nicht, es scheint ihm absurd, widersinnig.

Man kann das Leben eines freien Schriftstellers am besten mit dem Leben eines Wissenschafters vergleichen, der um reiner Erkenntnis willen seinen Forschungen obliegt. Oder mit dem Leben der Mönche, die in der Bedürftigkeit leben und Gott dienen... oder eben mit den ungezählten Künstlern, die singend, malend, meißelnd über diese Erde wandelten. Diese Schreiber mit den glänzenden Ellbogen und den glänzenden Hosenböden sind eben das, was viele Leute mit einer solch unendlichen Verachtung aussprechen, mit einem Wort, das in ihrem Munde geradezu zum Inbegriff des Schimpfs wird: Idealisten, «es sind halt Idealisten», und was sie betreiben, ist eine brotlose Kunst.

Man müßte also nach all dem die Frage stellen: Wieso gibt es dann eigentlich noch freie Schriftsteller in der Schweiz?

Die Antwort ist einfach genug: weil er, der echte Schriftsteller, überhaupt gar keine Wahl hat. Schreiben ist für ihn wie Schwimmen dem Fisch: Bewegung, Fortkommen und Aufenthalt in seinem Element. Er schreibt um zu leben, er lebt nur wenn er schreibt. Aus dieser Tätigkeit bezieht er sein Lebensgefühl. Schreiben ist für ihn keine Leidenschaft, kein Hobby, keine Liebhaberei, die man überwinden, ablegen, wählen kann. Schreiben ist für ihn das Leben selbst.

Darum klagt der freie Schriftsteller auch nicht, deshalb lehnt er sich auch nicht gegen den ökonomischen Zustand auf, deshalb heischt er auch keine Hilfe. Blind vielleicht, hat er in seiner Jugend das Ziel gewählt, aber mit sehenden Augen ist er, nach Kenntnisnahme aller Umstände, bei der Stange geblieben. Der Glanz an ihrem Ellbogen, der Glanz an ihrem Hosenboden ist der Glanz ihres Ruhmes.

Kurt Guggenheim